

Das Vermächtnis der Vase

Es war ein ungewöhnlich ruhiger Morgen in Schnaittach, als Emmi die Wohnung ihrer langjährigen Freundin betrat. Wie an jedem anderen Tag wollte sie das Frühstück zubereiten, aber die Stille in den Räumen fühlte sich diesmal anders an.

Als sie ins Schlafzimmer ging, um Annemarie zu wecken, musste sie feststellen, dass sie für immer gegangen war. Ein leichtes Lächeln auf den Lippen, friedlich, offenbar ohne Schmerz.

Emmi stand regungslos am Bett. Ihre Augen füllten sich mit Tränen.

„Freu dich mit mir“, hatte Annemarie oft gesagt, „wenn mein Wunsch eines Tages in Erfüllung gehen sollte.“

Emmi hatte nie verstanden, wie man das konnte. Sich freuen, wenn einem die beste Freundin wegstirbt.

Eine Weile stand sie noch da, versunken in Jahrzehnte, bis ihr klar wurde, dass es noch einiges zu erledigen gab, bevor sie die Behörden verständigen konnte.

Ihr Blick fiel auf die kleine Vase, die auf dem Nachttisch stand. Darin steckte eine silberne Rose, die Annemarie eigenhändig mit Gießharz versiegelt hatte, um das Geheimnis zu sichern, solange sie noch am Leben war.

„Du musst die kleine Vase auf dem Nachttisch zerschlagen. Mach das sofort, später wirst du vielleicht keine Gelegenheit mehr dazu haben“, hatte Anne ihr eingetrichtert.

Anne war empfänglich für skurrile Eingebungen gewesen. Es hätte keinen Sinn gehabt, nach Logik darin zu suchen. Und erklären wollte sie natürlich auch nichts, das war ja schließlich das Geheimnis. Das stünde dann auf einem anderen Zettel, den man nur fand, wenn man den ersten, aus der Vase, gelesen hatte.

Dabei hatte sie spitzbübisch gelächelt, und Emmi hatte es aufgegeben, weiter zu bohren.

Dass Annemarie ein Geheimnis mit sich trug, hatte Emmi seit Jahren geahnt. Jetzt, da sie die verschlossene Vase anstarrte, hoffte sie, dass deren Inhalt endlich Licht ins Dunkel bringen würde. Entschlossen nahm sie das Gefäß, ging ins Bad, wickelte es fest in ein Handtuch und schlug es mit einem kräftigen Hieb gegen die gusseiserne Badewanne.

Der dumpfe Gong hallte durch das Haus, lauter, als sie vermutet hatte. Inmitten der Scherben lag ein zusammengerollter Zettel. Sie hob ihn vorsichtig, mit einem unguten Gefühl, auf, atmete tief durch und entrollte das Papier.

Statt des erhofften Briefes nur eine knappe Anweisung. Typisch Anne. Ein leichtes Lächeln konnte sie sich nicht verkneifen.

„Du verrücktes Huhn“, murmelte sie. „Selbst jetzt willst du noch ein Spiel mit mir spielen.“

Auf dem Zettel stand, dass Annemarie auf dem Friedhof ein Geschenk für sie vergraben hatte, als Dank für die Jahre der Fürsorge und Freundschaft. Dazu ein präziser Hinweis, wo sie graben musste. Und dass sie für den Heimweg unbedingt ihren Einkaufstrolley mitnehmen sollte.

Emmi las den Satz zweimal.

Annemarie war Kriegswitwe gewesen. Ihr Mann Wilhelm war 1944 im Russlandfeldzug in der Nähe von Minsk gefallen und galt seither als verschollen. Wie viele Frauen in ihrer Lage hatte sie ein leeres Grab auf dem Friedhof angelegt. Sogar ihren eigenen Namen hatte sie eingravieren lassen, mitsamt dem Geburtsdatum. Für das Sterbejahr war eine „19“ in den Stein gemeißelt. Länger zu leben war für sie undenkbar.

Die Vorstellung, etwas in einem Grab zu verbergen, ging Emmi zu

weit. Für sie war der Friedhof schließlich ein geweihter Ort.

Bevor der große Trubel begann, säuberte sie die Badewanne sorgfältig von den Scherben. Dann nahm sie die alte Zigarrenkiste aus dem Küchenbüfett, in der Annemaries private Bilder und Dokumente lagen.

„Falls es jemanden gibt, der sich von meiner Familie dafür interessieren sollte, nimm sie mit, bevor sie auf dem Müll landen“, hatte Anne sie angewiesen.

Emmi verstaute die Kiste im Einkaufskorb. Die Scherben legte sie, in Toilettenpapier gewickelt, obendrauf.

Da Annemarie kein Telefon besaß, musste Emmi das Haus verlassen. Sie entschloss sich, zuerst nach Hause zu gehen, den Korb sicher abzulegen. Danach das Pfarramt. Das Wichtigste war ihr das Läuten des Totenglöckchens. Sie glaubte fest daran, dass der Klang Annemaries Seele den Weg weisen würde. Dass Annemarie über solche Dinge anders dachte, störte sie heute nicht die Bohne, schließlich konnte sie ja nicht mehr dazwischen quatschen.

Als sie das Pfarramt betrat, schlug ihr im dunklen Flur ein modriger Duft entgegen. Das Pfarrhaus war dreihundert Jahre alt und von außen der gepflegteste Altbau der Stadt, ein Garant dafür, Umso mehr Sünder es in der Stadt gab, umso gepflegter das Pfarrhaus, schließlich konnte man Ablass käuflich erwerben, war schon immer so.

Im Flur spiegelten die alten, ungleichen Bodensteinplatten das nur mäßig einfallende Licht durch die Butzenscheiben des hinteren Ausgangs zum anliegenden Garten wider. Sie strahlten Feuchtigkeit aus.

Emmi fröstelte. Als sie sich an die Lichtverhältnisse angepasst hatte und sich umschaute, erschrak sie fürchterlich. In einer

Nische, lebensgroß, ein Mann, das Gesicht schmerzverzerrt, mit Pfeilen durchbohrt, flehend zum Himmel blickend, an einem Baumstumpf gefesselt.

Sie riss panisch die nächst erreichbare Tür auf und stolperte hinein. Zwei Augenpaare hinter großen, runden Brillengläsern hoben die Köpfe hinter ihren Bildschirmen und starrten sie vorwurfsvoll an. Ihr wurde bewusst, sie hatte nicht angeklopft. Was unverzeihlich war.

Die Sekretärin räusperte sich und fragte mit einem herablassenden Ton: „Kann ich etwas für Sie tun?“

„Ich möchte den Tod von Annemarie Seifert melden, sie ist heute Morgen verstorben.“

„Haben Sie den Tod schon woanders angezeigt, Polizei, Gemeinde, Hausarzt?“

„Nein, das Wichtigste war für mich, dass das Totenglöckchen geläutet wird, schließlich wartet ihre Seele darauf!“

Die Sekretärin schaute die Haushälterin mit einem Lächeln an und dann wieder zu Emmi.

„Einen Augenblick wird sich die Seele noch gedulden müssen, denn wir können nicht so ohne Weiteres die Totenglocke läuten, wenn das Formale nicht geklärt ist.“

Emmi hatte auf Anteilnahme gehofft, doch vergeblich. Annemarie war katholisch, aber keine regelmäßige Kirchgängerin gewesen. Die einzige Begegnung mit dem Pfarrer war an ihrem siebzigsten Geburtstag, als dieser plötzlich vor ihrer Tür stand, um pflichtschuldig zu gratulieren, Broschüren bereits griffbereit in der Hand. Anne hatte ihm knapp gedankt, doch er blieb im Rahmen stehen, wie ein Hotelpage, der auf sein Trinkgeld wartete. Daraufhin hatte sie ihm die Tür vor der Nase zugeschlagen. Das war Annemarie, kurz, direkt, auf den Punkt.

Scheinheiligkeit konnte sie nicht ausstehen. Sie war eine Seele von Mensch, doch wenn man ihr dumm kam, konnte sie auch anders.

Emmi ging zurück zu Annemaries Wohnung. Auf dem Weg hörte sie das ersehnte Totenglöckchen. Sie blieb stehen, bekreuzigte sich und begann, ein Ave Maria zu beten. Ein Anruf beim Hausarzt hatte sie schließlich legitimiert und die Sekretärin wohlwollend gestimmt, die Seele von Annemarie nicht noch länger im Warteraum der Himmelspforte sitzen zu lassen.

In der Wohnung angekommen, begann sie zu putzen und aufzuräumen. Es war ihr ein Bedürfnis, dass Fremde keinen falschen Eindruck bekamen. Als Erster traf der Hausarzt ein.

„Sie is friedli eigschlafn“, flüsterte Emmi ihm zu, während er sich über die Leiche beugte. Die Tränen bahnten sich ihren Weg durch die tiefen Falten ihres Gesichts. „Der liebe Gott hat ihr den Wunsch erfüllt, im Schlaf gehn zu dürfn. I dank ihm dafür vom ganzen Herzn, des könnens mir fei glaum, Herr Dockter.“ Ihre Stimme brach.

Der Arzt, ein gebürtiger Westfale, der sich über die Jahre den weichen fränkischen Dialekt angeeignet hatte, legte ihr tröstend den Arm auf die Schulter. „Kommens, setzens Ihna do in den Sessel nei“, sagte er sanft. „I geb Ihna jetzt a kleins Schpritzerl, dann wirts scho wieder.“

Während Emmi unter der Wirkung der Injektion teilnahmslos in den Sessel sank, füllte sich die Wohnung. Schritte im Treppenhaus kündigten Notarzt und Polizei an. Annemarie war tot.

Dass ihr Ableben ein tragisches Nachspiel haben würde, konnte sie nun nicht mehr verhindern.

Zu Hause angekommen

Es war ein schwerer Tag für Emmi. Zu Hause angekommen, wurde

ihr bewusst, dass sie jetzt allein war und keine Aufgabe mehr hatte, die sie in Bewegung hielt. Sie nahm die Zigarrenkiste aus dem Einkaufskorb und schüttete den Inhalt auf den Wohnzimmertisch.

Sie hatte ihre Prinzipien. Im Laufe der Jahre hätte sie genug Möglichkeiten gehabt, in Annemaries Sachen herumzuschnüffeln, tat es aber nie.

Jetzt hatte sie die Erlaubnis dazu.

Viele alte Fotos waren dabei. Einige kannte sie, weil Annemarie ihr erklärt hatte, wenn das Gespräch auf alte Zeiten kam, wer diese Personen waren. Sie hatte ein bewegtes Leben hinter sich. In der NS-Zeit privilegiert, danach gemieden.

Sie nahm das erste Foto. Ein junges Paar vor einem gepflegten Haus, steif und festlich. Annemaries Eltern. Der Vater in Uniform, die Brust voller Orden. Alfred Auermann, hatte Anne einmal gesagt, kurz, ohne Kommentar. Ein hohes Tier bei der NSDAP, mehr nicht.

Das nächste Foto. Annemarie selbst, jung, in einem hellen Sommerkleid. Lachend. Ein Lachen, das Emmi so nie gekannt hatte.

Sie legte es beiseite.

Dann Feldpost aus Russland.

Die Handschrift war fest, aufrecht, ohne Schwung. Ein Mann, der schreibt, weil es seine Pflicht war. Kein Ich vermisse dich, kein Ich denke an dich. Nur Berichte. Das Wetter. Die Männer. Was zu tun war und was getan worden war. Worte wie Posten auf einer Liste.

Emmi las einen Brief zu Ende und faltete ihn zusammen.

Er hatte sie nie geliebt. Aber sie hatte ihn auch nicht gewählt.

Zwei junge Menschen, deren Vätern die Karriere wichtiger war als das Glück ihrer Kinder. Die einen hatten es aus Gier getan, die anderen zur Absicherung. Das Ergebnis war dasselbe. Eine Ehe, die keine war. Ein Leben, das so nicht hätte sein müssen.

Und Annemarie hatte es gewusst. Von Anfang an, oder irgendwann, das spielte keine Rolle mehr. Sie hatte es gewusst und geschwiegen. Hatte die Briefe aufbewahrt, die nicht von ihr sprachen. Hatte den Sohn großgezogen, die Nachkriegsjahre durchgekämpft, das Versorgungsgeld erstritten. Alleine, wie immer.

Dann stieß sie auf die anderen Briefe.

Sie waren geschlossen, unfrankiert und adressiert an Alfred Seifert, eine Adresse in Amerika.

Emmi hielt den ersten in der Hand, drehte ihn um, legte ihn wieder hin. Sie wollte ihn nicht öffnen, sondern nach Amerika schicken.

Draußen läuteten die Abendglocken.

Sie saß noch lange so, die Hände im Schoß, die Kiste offen vor sich.

In ihrem Kopf schwirrten die Erinnerungen, wie Annemarie nach dem Krieg ums nackte Überleben kämpfte. Als alleinerziehende Mutter und Witwe eines SS-Offiziers wurde sie gemieden, und Neider labten sich an ihrem Schicksal.

Auf den Ämtern saßen viele, die ebenfalls keine blütenweiße Weste hatten und sich besonders hervortaten, Nazis anzuschwärzen, um von sich selbst abzulenken.

Irgendwann erkannte Annemarie jemanden auf dem Flur im Amt und bat ihn, sich für sie einzusetzen. Dann funktionierte es plötzlich. Sie drohte ihm nicht direkt, aber sie wusste sich

auszudrücken, und er konnte den Subtext herausfiltern.
Schließlich gab er ihr eine verbindliche Zusage.

Vierzehn Tage später hatte sie ihr Versorgungsgeld.

Morgen würde sie zum Friedhof gehen. Mit dem Einkaufstrolley
und vorher noch Blumen kaufen.